Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 19 (1915)

Rubrik: Dramatische Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

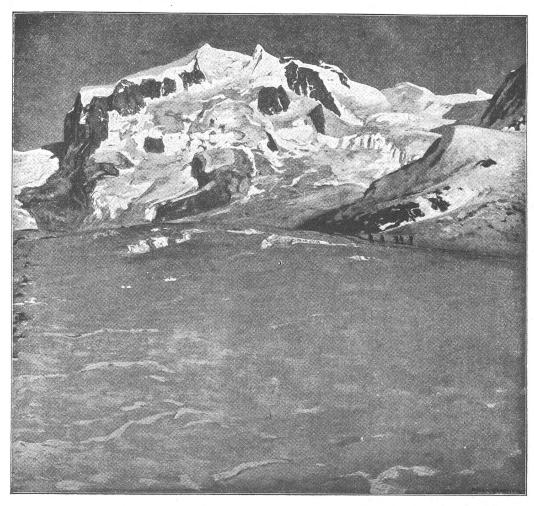
reinsten Höhe das verfrühte Ende fand. Aus Sehnsucht und Erinnerung malte Roch fern der Bergheimat in Rom seine Alpenbilder, und selbst dem Schweizer Calame blieb die Welt der höchsten Gipfel, die sein armer Körper nicht bezwang, ein Reich der Sehnsucht.

Nur einer der ganz großen Alpen= darsteller und Entdecker neuer Schönheit hat keinen Anteil an diesem Werk der Sehnsucht, da er, ein Sohn der Berge, aus frühester Jugend mit der Darstellung der Alpen vertraut, durch ein Leben hin der Schweizerheimat entfremdet wurde: Ferdinand Hodler. Unbegreif= licherweise nennt Bredt in seinem Buche diesen Namen nicht, während er von Wieland und Cardinaux weiß. An ein engherziges Motiv zu denken haben wir keinen Grund; denn einmal berechtigt uns Bredts Art nicht zu solcher Annahme, und dann ist ja das Buch vor dem Krieg er= schienen. Irgend ein unglaublicher Zufall muß es verschuldet haben, daß dem Autor nie eins der großen Alpenbilder Hodlers zu Gesicht gekommen, seinem er= fahrenen Auge hätte sich die Bedeutung dieser Runst nicht entziehen können.

Hodler ist Vollender und Entdecker in ganz anderm Sinn als Segantini. Er hat am Ende des Jahrhunderts der Alpen= malerei die letten Konsequenzen jenes Willens gezogen, der das Hochgebirge sut= zessive vom dekorativen Hintergrund zum fünstlerischen Selbstzweck umschuf. MIs Sohn und Bewohner der Bergwelt, der nicht aus der Schule der Sehnsucht, son= dern der Vertrautheit, der Erfahrung und Erkenntnis hervorgegangen, war er dazu berufen, diesen Selbstzweck anders zu be= greifen als alle vor ihm. Die Gipfel= einsamkeit, die ein Segers erahnt, die Calame bewußt erstrebt, wurde ihm zum Ausgang einer neuen Runft. Während Walton und der dichte Kreis hoch= touristischer Gipfelmaler Calames An= regungen äußerlich folgten (vgl. unser Bild von Eugen Bracht S. 501), hat Kodler den tiefsten, vielleicht unbewußten Willen in der Runst des großen Genfers erkannt, und er wurde ihm zum Türöffner neuer unerhörter Schönheit. Das Verhältnis zwischen Bergen und Menschen, das auch in der selbständigen Landschaft immer irgendwie die fünstlerische Auffassung be= stimmte und das seit Altdorfer sich so hübsch und bezeichnend in der figuralen Staffage dokumentierte — man denke etwa an die sehnsüchtigen Wanderzüge der Nieder= länder, an die empfindsamen Maler und Alpenbewunderer in den Bildern des acht= zehnten Jahrhunderts, an die hoch= touristischen Requisite in der modernen Gipfelmalerei — hat Hodler gelöst. Wäh= rend Segantini die menschliche Figur vom Staffagedasein befreite und wieder zu eigenem bedeutsamem Leben erweckte. sie mit der bedeutsamen Landschaft for= mell und stimmungshaft zum Ganzen verbindend, wodurch er gewissermaßen eine Vermittlung schuf zwischen Böcklin, der in antikem Sinne die Landschaft in der menschlichen Gestalt symbolisierte, und Calame, der wohl als erster bewußt die menschliche Staffage aufgab, hat Hodler die Welt der höchsten Gipfel von allem Menschlichen befreit, sie der ganzen sehn= süchtigen, stimmungsvoll verklärenden Hülle menschlicher Empfindung entkleidet. Groß, nadt, unberührt stehen seine ein= samen Gipfel da, die mit der bewohnten Erde nichts mehr zu tun haben, als reine Form, in deren gewaltigen Rhythmen jene Rräfte leben, die die Gestalt ge= schaffen, darin es klingt wie Stimmen aus der ungeheuren Musik des Schöpfungs= tages. Durch die Erscheinung ist Hodler zur Idee durchgedrungen, anders als Leonardo, der aus Anschauung und Wis= sen selbstherrlich ideale Welten schuf, an= ders als Bödlin, der in menschlicher Ge= stalt die Seele des Berges symbolisierte. Wie Faust ist er ins Reich der Mütter durchgedrungen und hat sich letzte Er= tenntnis geholt von den urewigen Ge= heimnissen jener Kraft, welche die Form bildet. M. W.

Dramatische Rundschau.

Ist es schon in friedlichen Zeiten keine leichte Aufgabe, das Theaterschiffchen durch Klippen und Brandung zu leiten, wieviel mehr bedarf es der Sicherheit und politischen Klugheit, um



Eugen Bracht (geb. 1842 gu Morges). Monte Rofa im Abendlicht (1906).

in unsern Tagen, da der Menschen Gedanken fast nur auf das Eine, Gewaltige, das die Welt erschüttert, gerichtet sind, das Fahrzeug flott zu halten. Theaterpolitische Fähigkeiten, die in nicht geringerem Maße als die fünstlerischen in dem Bühnenleiter vorhanden sein mussen, sind jekt mehr vonnöten als beim ruhigen, durch nichts gehinderten Gang der Dinge, und daß der Leiter des Zürcher Stadttheaters, Dr. Alfred Reucker, ein politischer Kopf ist, hat gewiß noch niemand bezweifelt. Trok der infolge der Verhältnisse notwendig gewordenen Einschränkung des Betriebes, trot starken Lücken im Personal und andern Hemmnissen aller Art ge= lang es ihm, die Mängel kaum oder doch selten fühlbar werden zu lassen, die eine und andere Vorstellung auf bemerkenswerte künstlerische Höhe zu heben und durch einen mannigfaltigen, geschickt gewählten Spielplan das Interesse am Theater, das beim Beginn der Saison im Monat September arg darnieder lag, von Mo= nat zu Monat wieder zu stärken. Dieser letztere Umstand ist neben der mehr und mehr sich gel-

tend machenden ruhigern Auffassung der Welt= vorgänge vor allem der Umsicht und Regsamkeit der Bühnenleitung zu danken. Freilich kam dem Zürcher Theater (wie den schweizerischen Büh= nen überhaupt) noch etwas anderes sehr zu= statten. Während die strifte Neutralität den Neußerungen unserer Sympathien und Anti= pathien straff die Zügel anlegte, auf dem Ge= biet des Theaters ließ sie vollkommene Freiheit. Der Spielplan war an keinerlei Rücksichten ge= bunden und konnte unbehindert aus dem Reich= tum der dramatischen Produktion schöpfen, wo es ihm beliebte, bei Schweizern, Deutschen, Franzosen, Russen und Engländern. Den Bor= tritt ließ man diesmal, wie es sich unter den ge= gebenen Berhältnissen doppelt rechtfertigte, den Schweizern, und wenn man als erste Gabe dem Publikum etwas Kriegerisches und Heldenhaftes aus der Schweizer Geschichte darbrachte, so traf man jedenfalls für die damalige Zeit das Beste. Mir wird jener erste Abend kaum je aus der Erinnerung schwinden. Die unsichere und bange Stimmung jener Tage hatte sich auch ins

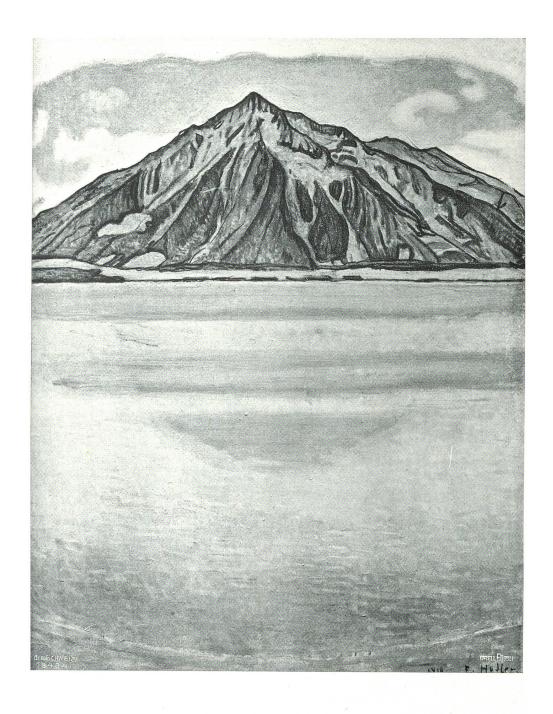
Theater geschlichen, die Sorge um die Zukunft lastete sichtbarlich auf allen Gemütern, eine voll= fommene Hingabe an das Spiel war unmög= lich, immer wieder schweiften die Gedanken von der Bühne ab zu den Ereignissen auf dem Welt= theater. Ueber die "Festspiele" Adolf Frens, von denen sechs unter dem Titel "Schweizer Heldenzeit" das Programm der Eröffnungs= vorstellung bildeten, ist in den beiden Januar= heften des Jahrgangs 1913 dieser Zeitschrift von Anna Fierz eingehend und erschöpfend be= richtet worden; ich kann mich deshalb auf einige Mitteilungen über den Gesamteindruck der Auf= führung und die dramatische Wirkung der ein= zelnen Teile beschränken. Da die sechs aus= gewählten "Spiele" untereinander nach Anlage und Inhalt verschieden sind, in "Rudolf von Habsburg" z. B. das epische Element vorherrscht und die dramatische Zuspitzung fehlt, "Die Mazze" wohl treibende Kraft und leidenschaft= lichen Schwung besitzt, aber zu kurz ist und wie ein Sturm vorüberbraust, "Bestalozzi in Stans" bloßes Stimmungsbild bleibt, da sich also die Eindrücke immerfort ablösen und aufheben, so war es unausbleiblich, daß dem Abend die echte Theaterstimmung fehlte. Ich kann mir vor= stellen, daß das eine und andere dieser "Spiele" als Teil eines Dramas von bester Wirkung sein müßte, so die prächtigen Lagerszenen in "Die Mannschaft zu Novara" und das ergreifende "Im Laupenstreit", und daß z. B. "Die Mazze" eine Episode von außerordentlicher Schlagkraft abgeben würde. Um dem Ganzen einen Rah= men zu geben, hatte man den glücklichen Ge= danken, die Bilder durch eine charakteristische Musik zu verbinden, und erreichte damit doch eine gewisse Geschlossenheit.

Auf den Dichter folgte alsbald der des Handwerks kundige Theaterschriftsteller. bin durchaus nicht im Falle, die Fähigkeit, ein effektvolles Theaterstück zu schreiben, gering zu achten; aber wenn wie in Lengnels und Biros Schauspiel "Die Zarin" diese Fähigkeit nur darauf abzielt, einem nach dem Bikanten gierigen Publikum mit ungenierter Offenheit das zu bringen, wonach ihm der Gaumen steht, so überkommt mich eine Gleichgültigkeit, gegen die alle Geschicklichkeit und alles Raffinement der Autoren nichts vermögen. Das Schauspiel verspricht mehr, als es hält. Die ersten Szenen schlingen in leichter und eleganter Art die Fäden, Hofintrigen und Palastrevolutionen werden mit den Liebesaffären der Zarin — Katharina II. ist gemeint — geschickt und wirkungsvoll ver= schlungen, es fehlt auch nicht an richtiger Stelle die große Szene, wo die Mine explodiert, indem der in seinen Hoffnungen und Unsprüchen ge= täuschte Liebhaber die Zarin zu Boden wirft; aber was sich aus diesem theatralischen Sturm schließlich als der eigentliche Inhalt herausschält,

ist der mit aller Unwerblümtheit geschilderte unsersättliche Liebeshunger der Kaiserin, deren Amouren so ins Unendliche weiter dramatisiert werden könnten.

Aus dieser parfümierten Atmosphäre führte der Spielplan noch einmal in die gesunde Luft des Volksdramas, indem er C. F. Wiegands fraftvolles "Marignano" wieder aufnahm, tauchte dann in das seichte Wässerlein eines faden Schwankes, dessen Titel "Als ich noch im Flügelfleide" schon die rührende Unschuld der beiden Autoren dartut, und hob sich dann zur Höhe mit dem Drama "Die lange Jule" von Carl Hauptmann. Julie Stief, geborene Hallmann, wird von ihrem Vater enterbt und verflucht. Weshalb das geschieht, erfährt man nicht, wenigstens ist der Konflikt zwischen Vater und Tochter nicht ausreichend motiviert, man muß ihn auf Treu und Glauben hinnehmen. Von nun an gibt es für die Jule nur noch einen Gedanken: das ihr entrissene Vatergut wieder an sich zu bringen, und dieser Gedanke beherrscht ihre Seele mit solcher Gewalt, daß sie wie unter dem Einfluß einer dämonischen Macht zu han= deln scheint und ihre Sinne sich zu verwirren drohen. Sie erreicht ihr Ziel. Die auf dem Vatergut lastende Hypothek kommt in ihre Hände, und die verhaßte Stiefmutter muß weichen. Aber im Augenblick ihres Triumphes geht das Gut in Flammen auf; ein seltsamer Rauz, der wie das lauernde Schicksal durchs Stück schleicht, hat es in Brand gesteckt. Die so um den Siegespreis Betrogene gibt sich in Ber= zweiflung selbst den Tod. Die große dichterische Gestaltungskraft, die sich in dieser Figur offen= bart, hält den Leser völlig im Bann; diese äußerste Anspannung der Seelenkräfte, diese an Besessenheit grenzende Zähigkeit im Verfolgen des Zieles haben bei der Lektüre an und für sich etwas Kesselndes und Dramatisches, welches das, was daneben steht, die Umgebung, in die dieses Weib hineingestellt ist, beinahe vergessen läßt. Aber was die Aufführung mit aller Deutlichkeit lehrte, ist, daß das eigentlich Dramatische des Stückes auf den ersten Akt beschränkt bleibt, auf den Konflikt zwischen Vater und Tochter; hier reibt sich Granit auf Granit. Aber der Bater stirbt und verschwindet vom Schauplak, und die übrigen Afte sind nur ein Schinden und Markten um den Besitz der Hnpothek, nirgends kommt es mehr zu einem Zusammenprall feindlicher Rräfte. Neben der Gestalt der Jule versinkt alles andere ins Nebensächliche, und diese Isoliert= heit lähmt den dramatischen Nerv und läßt die Wirkung abflauen, was keine Steigerung im Charakter der Hauptfigur und keine äußern Mit= tel, wie die gruselige Erscheinung des toten Vaters oder das Melodramatische am Schluß, aufhalten können.

Um ein möglichst getreues Bild von der



Tätigkeit des Zürcher Schauspiels zu geben, müssen die Neuaufführungen namhafter älterer Stücke wenigstens erwähnt werden. In gut vorbereiteter und anerkennenswerter Darstellung erschienen auf der Bühne Shaws "Schlachtenlenker", für dessen Sarkasmen und Parasdoxien über Heldenmut und Heldengröße die Zuhörer in gegenwärtiger Zeit ein besonders seines Ohr hatten, Gorkis "Nachtasn!", Ibsens "Nordische Heerfahrt" und der Epilog "Wenn wir Toten erwachen", Goethes "Jphigenie" und

Shakespeares "Wie es euch gefällt". Bei der Aufführung des letzern geziemt es sich, einen Augenblick zu verweilen, bildete sie doch den künstlerischen Söhepunkt der ganzen Spielzeit. In entzückenden Bildern entfaltete sich dieses Spiel des Friedens, der Jugendliebe und Vasallentreue, unzählige glücklich erfundene Einzelsheiten belebten die Szene, ohne den Sinn des Werkes zu überwuchern, und ein Glanz von Poesie lag über dem Ganzen, der selbst in der Erinnerung nicht verblaßt. (Schuß folgt).

Erinnerungen an Colitoi.

Nachbruck verboten. Alle Rechte borbehalten.

Bon Wassilij Morosow (1850—1914). (Schluß, mit fünf Bildern).

Ein anderes Mal dachte sich Lew Nikolajewitsch folgendes aus:

Es war um die Fastenzeit. Gegen Mittag wärmte die Sonne schon recht stark. Wir gingen mit Lew Nikolajewitsch spazieren. Auf dem Wege lag Pferdemist. Wir sprachen mit Lew Nikolajewitsch über dies und jenes, über alles in der Welt, scherzten über ihn, und er scherzte über uns und dachte allerlei Namen für uns aus, und wir lachten bis zum Umfallen. Plöglich blieb Lew Nikolajewitsch stehen und sagte:

"Seht hier zwei Häuflein Pferdemist; das ist eine nühliche Sache, ist bares Geld!"

Wir fingen wieder an zu lachen:

"Kinder, laßt uns im Mist wühlen, vielleicht liegt hier ein Schatz vergraben!"

Aber Lew Nikolajewitsch begann ernst zu reden und sagte:

"Diese Häuflein sind an und für sich schon ein Schatz. Wenn man sie sammelte, könnte man mit diesen Häuflein viele Menschen satt machen."

Erneutes Gelächter.

"Mit Mist Menschen satt machen!" Aber Lew Nikolajewitsch sagte:

"Ich scherze nicht. Hört zu: Wollt ihr diesen Mist sammeln? Für jede Fuhre zahle ich euch 15 Kopeken."

Mit großem Bergnügen willigten wir ein, für das Fuder Mist 15 Kopeken zu bekommen.

"Lew Nikolajewitsch, wo werden Sie ihn aber hintun?"

"Ich werde damit eine Desjatine Land düngen. Vom Mist wird die Erde ergie= biger und trägt mehr ein als Erde, die nicht gedüngt wird."

Der Verdienst war für uns Kinder ein guter, und wir begannen mit Besen und Schaufeln den Weg zu säubern, den Mist zu sammeln. Sobald eine Fuhre beissammen war, liesen wir zu Lew Nikolajes witsch und sagten:

"Ich habe ein Fuderchen fertig!"

Lew Nikolajewitsch schiekte seine Arsbeiter hinaus, um den Mist einzusahren, zahlte uns sogleich 15 Kopeken aus und sagte:

"Was für einen guten Gedanken wir da gehabt haben! Sonst würde er auf dem Weg ohne Nuten liegen bleiben."

Während der ganzen Zeit sammelte ich drei Fuhren, sodaß ich für die Arbeit 45 Kopeken erhielt. Meine Kameraden sammelten nicht weniger als ich.

Der Frühling kam in diesem Jahre früh, der Schnee schmolz schnell. Bei uns im Dorf fing man an die Ackergeräte herzurichten und sich auf die Saat vorzubezreiten.

Unser Lernen mußte nun bald ein Ende haben, und wir mußten unsern Bätern bei der Arbeit helfen. Einst sagte Lew Nikolajewitsch zu uns, der ersten Klasse:

"Wollt ihr nicht selbständig für euch arbeiten? Ich will euch eine Desjatine Erde geben, ihr könnt sie unter euch aufzteilen, und jeder soll seinen Anteil selbst bearbeiten. Wer Sämereien hat, der bringe sie mit, den andern will ich sie geben."

"Aber wer wird die Ernte einheimsen, Lew Nikolajewitsch?"